

# Die Universität mit Leben füllen

*Die europäischen Universitäten müssten sich auf ihre europäischen Ideale besinnen, war hier vor Wochenfrist zu lesen. Dagegen ist nichts einzuwenden.*

*Der Vergleich mit amerikanischen Universitäten zeigt aber weitere Defizite. Von Sebastian Litta*

Professor Konrad Schmid will mit seinem Beitrag «Europäische Universitäten für Europa» die europäischen Universitäten wachrütteln und empfiehlt ihnen dazu die Besinnung auf ihre Wurzeln (NZZ 28. 3. 11). Diesem Aufruf ist unbedingt zuzustimmen, vor allem weil Schmid deutlich macht, dass es nicht nur am Geld mangelt. Allein mit mehr Milliarden wird aus Padua kein Princeton und aus Heidelberg kein Harvard. Allerdings erscheint auch Schmid's Lösungsvorschlag nicht vollkommen überzeugend. Er schreibt, dass wir in Europa mehr in Freiheit forschende Wissenschaftler brauchen. Das ist aus der Sichtweise eines Hochschullehrers völlig verständlich und richtig, aber es ist nur ein Teil der Veränderungen, die notwendig sind, um die internationale Bedeutung der europäischen Universitäten substanziell zu erhöhen. Zunächst müssen die Begründung und das Zielbild der europäischen Universität erneuert werden.

## *College als «Herz» der Hochschule*

Erstens haben die Amerikaner nicht das eine europäische Universitätsmodell übernommen, sondern das an der Persönlichkeitsbildung der Oberschichtsnachkommen orientierte britische College-Modell mit dem Forschungsansatz einer Göttinger oder Berliner Universität verbunden und weiterentwickelt. Viele Universitätspräsidenten in den USA bezeichnen das College, also die Ausbildung der in der Regel siebzehn- bis zweiundzwanzigjährigen Bachelorstudierenden, als das Herz ihrer Hochschule. Dieses Herz ist an vielen europäischen Universitäten stark verkümmert. Ein Herz ist aber nötig, will man die Universität mit Leben füllen.

Die amerikanischen Spitzenuniversitäten, auf die wir Europäer immer wieder gern schielen, leben von der lebenslangen Verbundenheit ihrer College-Absolventen, sowohl im finanziellen wie auch im intellektuellen und politischen Sinne. Sie sind Universitäten, die für ihre Studierenden da sind und die Heranbildung von verantwortlich handelnden und breit gebildeten jungen Menschen als ihre Kernaufgabe ansehen. Die europäische Universität ist bis auf wenige Ausnahmen aber eine Universität, die, selbst wenn sie herausragende Forschungsleistungen erbringt, ein meist nur wenig inspirierendes Massenstudium bietet. Sie ist oft eine Universität, die sich als Kernaufgabe das Schaffen von Arbeitsplätzen für Forscher auf die Fahne schreibt. Hier muss die Veränderung beginnen, auch wenn dies viel schwieriger und kurzfristig unergiebig erscheint.

Ein zweites Erfolgsgeheimnis der Amerikaner ist die Tatsache, dass die zwanzig besten Universitäten weniger als ein Prozent der amerikanischen Studierenden ausbilden. Und wie die Bildungsökonomin Caroline Hoxby aus Stanford nachgewiesen hat, ist das nicht irgendein Prozent, sondern das leistungsstärkste Prozent. Das klingt trivial, ist es

aber nicht. Denn in Europa sind die besten Studierenden auf viele Universitäten oder der Universität ähnliche Einrichtungen verstreut. Stellte man sich ein Gedankenexperiment vor, in dem die besten knapp 200 000 europäischen Studierenden an nur zwanzig Hochschulen studieren würden, wären diese Hochschulen vermutlich viel höher in den internationalen Rankings placiert.

## *Konzentration der Besten*

Zum Teil haben einzelne Schweizer Universitäten das bereits geschafft, Oxford und Cambridge sowieso. Der Preis, den Europa dafür zahlen müsste, wäre allerdings die Aufgabe des von Schmid so gelobten Faktums, dass jede durchschnittliche deutschsprachige Universität besser ist als jede durchschnittliche US-Hochschule. Mit viel Geld könnte dieser Prozess kompensiert werden, allerdings nur bis zu einer bestimmten Masse, da die Anzahl der besten Studierenden per definitionem limitiert ist. Die umfassende Sortierung der besten Studierenden auf die besten Universitäten ist im Übrigen auch in den USA keineswegs eine naturgegebene Tatsache gewesen, sondern hat sich erst in den letzten fünfzig Jahren so entwickelt. Ob wir aber in Europa bereit sind, eine ähnliche Stratifizierung zu fördern, ist eine andere Frage. Deutlich wird aber doch, dass zu einer international sichtbaren Universität nicht nur grossartige Forscher gehören, sondern auch grossartige Studierende, die es wiederum für die besten Wissenschaftler attraktiv machen, dort zu lehren.

## *Asien kommt*

Zusammen mit den von Professor Schmid gemachten Vorschlägen können die oben skizzierten Ideen helfen, Europas Universitäten noch besser zu machen. Allerdings ist die von Schmid beklagte Zementierung der europäischen Zweitplacierung im globalen wissenschaftlichen Wettbewerb vermutlich gar nicht so starr, aber aus einem ganz anderen Grund: Die asiatischen Universitäten, und dort vor allem die chinesischen, holen derart auf, dass sie Humboldts Reformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Geschwindigkeit und Qualitätsanspruch kaum nachstehen. Selbst wenn wir Europäer den relativen Abstand zu Amerika halten, könnten wir trotzdem auf Platz drei fallen. Wollen wir dies verhindern, sollten wir uns überlegen, ob unsere bisherigen Reformschritte wie zum Beispiel die Bologna-Vereinheitlichungen oder die nationalen Exzellenzwettbewerbe nicht viel zu klein gedacht sind.

.....  
**Sebastian Litta** war Forschungsassistent des ehemaligen Harvard-Präsidenten Derek Bok und leitet nun ein Projekt zur Zukunft der Universitäten in der Stiftung Neue Verantwortung in Berlin.